

Kulturwissenschaft

Sabine Voda Eschgfäller

Olomouc

Franz Joseph I. erinnern oder *Das Imperium schlägt zurück*

Am 21. November 1916, mitten im Ersten Weltkrieg, verstirbt der vorletzte österreichische Kaiser nach einer rekordträchtigen Regierungszeit von 68 Jahren. (Damit hatte er sogar die 1901 verstorbene Königin Viktoria mit ihren fast 64 Jahren an der Herrschaft überholt). Diese lange Zeit an der Spitze des Staates verleiht ihm, nicht nur in den Augen der Gegenwart, sondern auch seiner Zeitgenossen, eine – im wahrsten Sinne des Wortes – „mythische“ Dimension, vielfach unabhängig davon, welche innen- und außenpolitischen Konsequenzen sein monarchisches Handeln nach sich zog.

Ernest von Koerber, der in der Endphase der Monarchie u.a. Ministerpräsident, Justiz-, Handels- und Finanzminister war, brachte das Dilemma der franzisko-josephinischen Ära mit dem folgenden Satz auf den Punkt: „Der Kaiser hat Österreich zweimal unendlich geschadet – einmal durch seine Jugend und einmal durch sein Alter“ (Bled 1988: 560). Damit formuliert der in Trient geborene Politiker ein bereits zu Lebzeiten der verklärten Majestät wahrgenommenes Paradoxon auf pointierte Art und Weise. In seiner 1988 erstmals in deutscher Übersetzung erschienenen Franz-Joseph-Biographie kommt Jean Paul Bled zu einer differenzierteren Auswertung:

In seinem Leben als Herrscher überwogen in der Tat die politischen Niederlagen und militärischen Rückschläge seine Erfolge. Dieser Aspekt darf in einer Bilanz nicht fehlen. Allerdings fällt es schwer, einzig das Bild eines in Starrheit befangenen Herrschers vor Augen zu haben. Wenn sich auch seine dominierenden Charakterzüge sehr früh herausgebildet hatten, darf man daraus jedoch nicht auf die Unfähigkeit Franz Josephs zur weiteren Entfaltung schließen. Oftmals verstand er es, seine Anpassungsfähigkeit an neue Situationen unter Beweis zu stellen (Bled 1988: 561).

Diese Anpassungsfähigkeit wurde schon früh von ihm eingefordert, wenn man die Hintergründe der Thronbesteigung berücksichtigt. Darauf und auf die Entwicklung seiner Regentschaft soll im Folgenden kurz eingegangen werden,

um ein plastischeres Bild der geschichtlichen Dimension der zur Kultgestalt avancierten Herrschergestalt zu gewinnen.

Der historische Kaiser

Bei seinem Regierungsantritt vor dem Hintergrund der Revolution von 1848 war der junge Kaiser beim Volk nicht besonders beliebt gewesen, wohl aber beim Militär, dem er zeitlebens Verbundenheit zeigte. Diese stellte er aller Welt vor Augen, indem er sich jeden Morgen in die Uniform eines Infanterieleutnants kleidete. Zwar entsprach die uniformierte Kleiderordnung auch dem Hofprotokoll, aber der Kaiser behielt das militärische Gewand bis auf wenige Auftritte in Zivil konsequent bei und erreichte durch diese Konsequenz optisch eine konstante Außenwirkung – er gewann und besaß dadurch einen ungeheuren Wiedererkennungswert, wie man es in der Werbesprache heute formulieren würde.¹

Ob man die Forderungen nach Reformen, welche die Aufständischen von 1848 verlangt hatten, mit dem neuen Kaiser umsetzen würde, war unklar, als dieser in der Sicherheit der Festungsstadt Olmütz den Thron im Alter von achtzehn Jahren bestieg. Wenigstens schien es das kleinere Übel zu sein. Erzherzog Franz Karl, der eigentlich an der Reihe gewesen wäre, verzichtete auf den Thron: wohlweislich, denn seine politische Beteiligung am Staatsrat vor der Revolution und sein Eintreten für Metternich hatten nicht gerade zu seiner Popularität beigetragen. Die Hoffnungen derjenigen, die sich eine umfassende Umgestaltung zu einer konstitutionellen Monarchie und Reformen erträumt hatten, erfüllten sich nur sehr eingeschränkt, kurzfristig oder gar nicht. Die Revolution wurde in einer Art Verschleppungstaktik sozusagen allmählich „abgebaut“. Franz Joseph I., der seinen zweiten Vornamen vom (letztlich nicht sehr erfolgreichen, aber bedeutenden), ebenfalls unformierten „Reformkaiser“ übernommen hatte, stand letztlich für eine neoabsolutistische Herrschaft. Weder der junge noch der ältere und schon gar nicht der alte Kaiser hielten viel von konstitutionellen Veränderungen und gewährten diese nur äußerst vorsichtig und fast ausschließlich vor dem Hintergrund innenpolitischen Drucks, der sich aus militärischer Niederlagen (1859 gegen Frankreich und Italien oder 1866 gegen Preußen) ergab. Die „Dezemberverfassung“ von 1867 wurde zwar schließlich für die cisleithanischen Länder (also ausgenommen den

¹ Bis heute werden hauptsächlich Postkarten verkauft, auf welchen der Kaiser – egal ob dazu Fotografien oder Gemälde verwendet werden und ungeachtet des Zeitpunkts, an dem die Aufnahme resp. Porträiturung stattgefunden hatte – in seiner blauen Uniform abgebildet ist. Auf der Website www.habsburger.net wird der Grund für diese kaiserliche Vorliebe als eine Maßnahme des Selbstschutzes einerseits und als eine Ursache für eventuelle Antipathien gegen den Monarchen gesehen: „Kaiser Franz Joseph fühlt sich von »aller Welt« verfolgt. Also zieht er nämlich seine Uniform an und in den Krieg. Wen wundert's, dass man sich so keine Freunde macht?“ URL: <http://text.habsburger.net/module/alle-welt-gegen-den-kaiser> [Zugriff am 22.11.2011].

ungarischen Reichsteil) erlassen, aber blieb für den Kaiser die ultimative Konzession – ein Ausbau derselben, eine Ausdehnung oder andere Veränderungen sollte er bis zu seinem Tod nicht mehr zulassen. War also – um auf den Ausspruch Koerbers zurückzukommen – der junge Kaiser bemüht gewesen das Ruder wieder Richtung alte Herrschaftsform herumzureißen, bemühte sich der Kaiser späterer Regierungsphasen eher darum dieses Ruder festzuhalten. Dass so nicht mehr flexibel, den sich massiv ändernden Wetterbedingungen gemäß, navigiert werden konnte, liegt auf der Hand. Im Spiegel der historischen Bewertungen seiner Regentschaft gelangt man häufig zu der Feststellung, dass der Kaiser innenpolitisch die Zeit für Reformen (bewusst) verpasst und sich außenpolitisch auf letztlich fatale Bündnissysteme, insbesondere mit dem Deutschen Reich, eingelassen habe. Friedrich Heers Urteil, welches aus vielen kritischen herausgehoben wurde, mutet in dieser Hinsicht gnadenlos an:

Der Mann des Schicksals in Österreich vermochte nie Österreichs Lage nach seinen Niederlagen in Deutschland, vor und nach Königgrätz, so zu bedenken, wie es ihm da in Berlin der preußische Kronprinz vorstellt. Österreich hatte da nur die Wahl einer Selbstbehauptung bis ins letzte – im Umbau des Staates zu einer Föderation seiner Nationalitäten – oder eben Satellit zu werden, Satellit Berlins und der ungarischen Magnaten in Budapest. Franz Joseph wählte diesen zweiten Weg, der, wie sein Sohn Rudolf und wie französische, englische und russische Beobachter sahen, in den Abgrund führen mußte. Diesen zweiten Weg zeichnet er sich selbst vor in seiner Antwort auf einen Brief, den im Dezember 1848 Friedrich Wilhelm IV. an den eben proklamierten Kaiser von Österreich schreibt [...] Als Schild eines neuen Deutschland, das als ein künstlicher Staat 1871 bis 1918 aggressiv auftritt (trotz der späten Bemühungen Bismarcks, dieses Aggressivität einzudämmen), wobei ihm eben Österreich als Instrument seiner Expansion auf dem Balkan dienen sollte. Franz Joseph wollte dieses große Spiel nicht durchschauen: Er verstand sich als ein „deutscher Fürst“, nicht als ein Österreicher (1981: 210).

Dem Kaiser, der versuchte, einen Vielvölkerstaat zusammenzuhalten, welcher in der Kontinuität des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation gewachsen war und dieses sogar noch überdauert hatte, waren Nationalismen jeder Art unangenehm, da er die Gefahr, die daraus resultieren konnte, wahrnahm. Die Aufnahme des Deutschen Kaiserreichs in die Donaumonarchie war für ihn vorstellbar, aber nicht die Aufgabe der nicht-deutschen Kronländer im Rahmen eines rein deutschsprachigen Staates. Die Stärkung des deutschen Elements und die außenpolitische Sicherheit, die durch eine Vereinigung, eine Einheit, erreicht hätte werden können, motivierten ihn durchaus; allein – wie Heer immer wieder im *Kampf um die österreichische Identität* feststellt – fehlten dem Kaiser sowohl strategisches Geschick wie auch eine den Hohenzollern-Fürsten ebenbürtige Aggressivität.

Der mythische Kaiser

Kantorowicz hatte in seinem Werk *The King's two bodies* (1957) – zwar beziehend auf den mittelalterlichen Herrscher, aber das Bild sei hier kurz entliehen

– angenommen, dass es einen natürlichen Körper des Regenten und einen übernatürlichen, unsterblichen Leib gebe (1997: 224ff.). Eine „Zweiheit“ der Herrscherpersönlichkeit lässt sich auch hinsichtlich der Wahrnehmung von Franz Joseph I. als Heldenfigur feststellen, wenn man einräumt, dass *ex post* eine historische Dimension existiert, die ein eher kritisches bzw. negatives Urteil über seine Regierungszeit abgibt und eine „popkulturell“ gewachsene, die ihn als Person zu einer regelrechten „Vaterikone“ werden ließ. Der Kaiser war fern, aber doch immer präsent – zumindest theoretisch, da er u.a. regelmäßige vormittägliche Audienzen fürs Volk hielt, bei denen (natürlich ausgewählte) Untertanen ihrem arbeitenden Herrscher die eigenen Anliegen vortragen konnten. Die Aura, oder das Image, wie man es heute vielleicht eher nennen würde, beinhaltete demzufolge gleichermaßen Fürsorglichkeit und Nähe. Paul Federn beschrieb die Sehnsucht nach einem „allmächtigen Vater“, im vorliegenden Fall des Kaisers resp. Monarchen als eine irdische Version des Gottes, als ein tiefes Bedürfnis des Menschen, das von Kindheit an besteht.² Es handelt sich dabei um ein Bedürfnis nach Sicherheit, welches allein eine universal agierende Instanz zu leisten vermag. Dass Franz Joseph I. in seinem privaten Leben als Vater – insbesondere und am folgenreichsten in der Beziehung mit seinem Sohn Rudolf – versagte, tat (und tut) der Verehrung für ihn in dieser Funktion keinen Abbruch.³ Es scheint als ob im Volksverständnis die tragischen Begebenheiten im Leben des Kaisers – und dieser gab es bekannterweise viele – von der Dynamik des Prozesses absorbiert wird, welche eine Person vom Menschen und Herrscher zu einem „tragischen Helden“ werden lassen. Der Verlust des ersten Kindes, Sophie Friederike 1857, die Hinrichtung seines Bruders Maximilian in Mexiko, der Selbstmord des Thronfolgers Rudolf 1889 und die Ermordung seiner Frau Elisabeth 1898 können als die ungerechten, willkürlichen Schicksalsschläge identifiziert werden, welche der Held hinnimmt, in Franz Josephs Fall als Prüfungen, die es in einer hiobartigen Stoizität zu überdauern gilt.

Franz Joseph I. existierte auch in seinem nach wie vor sehr lebendigen „mythischen“ Körper nicht losgelöst von seiner Funktion resp. Position: Nur wurden die

² Im Werk *Die Psychologie der Revolution: Die vaterlose Gesellschaft* aus dem Jahre 1919 analysiert Federn die Gründung der Ersten Republik vor dem Hintergrund des Verlustes der Vaterfigur (des Kaisers) durch die neue, demokratische Gesellschaftsordnung und erörtert dort Zusammenhänge, welche die Triebfedern des ungebrochenen Interesses auch nach dem Scheitern der Ersten Republik und dem Zweiten Weltkrieg (aus psychoanalytischer Sicht) umfassend erklären.

³ Das zwiespältige Verhältnis zwischen dem Kronprinzen und dem Kaiser und seine finale Eskalation werden, etwa beim zitierten Bled (1988: 430–447) differenziert vor dem Hintergrund zunehmender persönlicher und inhaltlicher Konflikte geschildert. Dies widerspricht der Schilderung in der berühmten, populären Franz-Joseph-Biographie von Egon Cesare Conte Corti massiv; der Geschichtsforscher und ehemalige k.u.k. Offizier fatalisiert den Selbstmord Rudolfs, entrückt ihn gleichermaßen in eine naturhafte Schicksalhaftigkeit, indem er „genetisch“ argumentiert: „Der Sohn und Thronerbe des Kaisers hatte den irrlichternden Gedankenflug seiner mütterlichen Ahnen in sich aufgenommen, doch auch die Last ihrer seelischen Besonderheit. Nach einer Jugend, die manches Erfreuliche versprochen hatte, starb der in sich nie völlig Gereifte durch eigene Hand [...]“ Corti (1985: 366)

„schwarzen“ Flecken der Regentschaft, die Fehlentscheidungen und Schwächen, vielerorts zu „blinden“ Flecken umgestaltet – es scheint, dass das „Mythische“ nicht neben resp. gleichzeitig mit dem „Historischen“ gedacht werden kann.⁴ Was einige Historiker dem Kaiser als Schwächen auslegen (z.B. die mangelnde Flexibilität, das „Fortwursteln“ – also das Weitermachen auf eine bestimmte Weise, obwohl dieses Weitermachen offensichtlich unzweckmäßig ist und keine Lösung darstellt, die sture Abwehr von Reformen etc.) wurde in der allgemeinen, unrationализierten Wahrnehmung nachhaltig zu Zügen einer Figur gestaltet, die für Kontinuität, Güte, Bescheidenheit und Pflichterfüllung steht. Die Projektionsfläche, die der alte Kaiser bot, war und ist enorm groß und belastbar: Der von Gott eingesetzte Beamte in der Hofburg (der Kaiser definierte sich bekanntlich immer noch als Monarch von Gottes Gnaden), der sich ganz dem Dienst am Schreibtisch widmete, Schicksalsschläge – wie bereits erwähnt – einsteckte und anscheinend ungerührt blieb vom enormen technischen und gesellschaftlichen Wandel um sich herum, ließ sich von Generationen als eine sichere, kalkulierbare und darum beruhigende Instanz denken, als ein Fels in der Brandung.⁵ Friedrich Heer sucht in seinem Werk *Der Kampf um die österreichische Identität* nach einer Erklärung für die mythische Aufgeladenheit des Kaisers als Herrschergestalt, den „Kaiserglauben“, wie er das Phänomen bezeichnet:

Es ist an der Zeit, von diesem Kaiserglauben zu handeln. Leider fehlt mit dem Vielen, was österreichischer Geschichtsschreibung bis heute fehlt, auch eine anthropologische, völkerkundliche und tiefenpsychologische Erkundung des Kaiserglaubens. [...] Schwarzenberg erklärt, es führt eine direkte Linie dieser kaiserlichen Tradition von Eridu nach Babylonien, nach Ägypten, Rom, Konstantinopel, Aachen und Wien. [...] Der Kaiserglaube der Kroaten, Slowaken, Ruthenen (Ukrainer) an ihren Kaiser Franz Joseph wurzelt in diesen archaischen Traditionen. Der Kaiserglaube von kaisertreuen Juden, heute noch mehrfach lebendig, erlebt Franz Joseph als „Melech“, als den einzig rechtmäßigen Kaiser und König. Jubelnd begrüßen ihn die jüdischen Gemeinden in Lemberg und Krakau, in den kleinen Städten und Städtchen Galiziens – wie Tiroler, in denen der archaische Kaiserglaube des Andreas Hofer lebt im 20. Jahrhundert, ja hier und dort noch heute. [...] Diese Völker werden in ihrem Glauben erhalten, ja bestärkt gerade durch die heilsame Distanz, die unüberbrückbare sakrale Schranke zwischen ihnen und dem „Allerheiligsten“ der Majestät. Der Erzherzog Albrecht, dieser „Erzhabsburger“, drückt das so aus: „Das Herrscherhaus muß durch eine breite Kluft von allen Untertanen getrennt

⁴ Die hier zitierten Passagen aus historischen Werken sind zugegebenermaßen pointiert und spiegeln die beiden extremen Seiten der Franz-Joseph-Rezeption wider: die absolut verherrlichende auf der einen und die extrem negative Beurteilung auf der anderen Seite. François und Schulze zitieren in den *Deutschen Erinnerungsorten I* Ricoeur, der im Zusammenhang mit der Aufgabe des Geschichtswissenschaftlers auf einen bedeutenden Umstand verweist: „Urteil und Strafe sind Sache des Richters; der Kampf gegen das Vergessen und für eine wahrhaftige Erinnerung ist Sache des Bürgers; dem Historiker bleibt es vorbehalten, zu verstehen, ohne zu verurteilen und ohne zu entscheidenden (Ricoeur zit. nach François / Schulze 2002: 24).

⁵ Wie Alois Woldan in *Der österreichische Mythos in der polnischen Literatur* an mehreren Stellen schildert, spielt die göttliche Figur des Kaisers auch häufig eine relevante Rolle, ihre Göttlichkeit sei jedoch durch die Schrecken des Krieges gewissermaßen kontaminiert und im Zuge dessen zur Protestikone gegen den Krieg umgestaltet worden (1996: 152).

sein“. Würde dieser Grundsatz, die Basis seines Bestehens, aufgegeben, „so muß es ver- und zerfallen gegenüber seiner zusammengewürfelten Völkerfamilie, deren einziges Bindemittel so oft (und jetzt wieder) das Haus und dessen Armee waren, gegenüber den demokratischen, alles nivellierenden Tendenzen der Jetztzeit“. Der Kaiserglaube des franzisko-josephinischen Zeitalters hat Menschen ergriffen, die als Alldeutsche, als Feinde des Hauses Österreich, begannen und als Offiziere und Beamte allertreuste Diener ihres Kaisers wurden. Dieser „Kaiserglaube“ war nicht an das „Schwarzgelb“ gebunden. Franz Joseph wollte mit Schwarzgelben nicht gerne zu tun haben. 1813 hatte Kaiser Franz I. aus einem Kriegsaufzug das Wort „Vaterland“ gestrichen und dafür das Wort „Kaiser“ eingesetzt (1981: 259–261).

Die „Unüberbrückbarkeit“, die Heer zitiert, blieb durch den Tod des Kaisers im Krieg und den Zusammenbruch des Reiches erhalten; das Kaiserreich zerbrach infolge der Kriegskatastrophe und nicht aufgrund einer erfolgreichen Revolution. Das Bild des Herrschers in Uniform und mit Backenbart blieb, auch auf dem Bild vom Sterbebett, erhalten.⁶ Das Bild des alten Kaisers in seiner Dienstuniform hat schon in der Ersten Republik Österreich wieder dazugehört, war präsent in Literatur und Kunst und fand folgerichtig spätestens nach dem Fall des Kommunismus auch wieder Einzug in viele ehemalige Länder der Monarchie; Peter Stachel spricht in diesem Zusammenhang sogar von einer Renaissance der Franz-Joseph-Bilder im zentraleuropäischen Raum.⁷ Dies sei, womit Stachel sicher Recht hat, bei Weitem nicht nur touristisches Kalkül, denn wo Franz Joseph (wieder) auftaucht, in Form von Denkmälern, Porträts in Gaststuben, Ausstellungen, Filmen etc., geht es um mehr – mancherorts wird er dadurch paradoxerweise zum Bild des Widerstands gegen die Kultur der Metropole, gegen den nationalstaatlichen Zentralismus und zu einer Symbolfigur für Regionalismus. Obwohl die Völker des multiethnischen Staatsgebildes am Ende der Ära durchaus aktiv die Trennung vom Reich anstrebten und mehr oder weniger erfolgreich realisieren konnten, wird jetzt über die Figur dieses Kaisers des Untergangs vielfach eine kulturelle Zugehörigkeit zu einer Tradition, zur eigenen mitteleuropäischen Vergangenheit und Gegenwart wieder hergestellt. Der Kaiser fungiert als Symbol, aber mittlerweile auch, was Hand in Hand mit einer Ikonisierung geht, als „Label“, als Produktname.⁸ Die „Konsumierbarkeit“ von Adel, die Zugehörigkeit zu einer Zeit, die

⁶ Woldan spricht vom Backenbart als einem zentralen Wiedererkennungssymbol des Kaisers, noch vor der Uniform. Dieser sei von den Untertanen kopiert worden, um die Zugehörigkeit zum Herrscher darzustellen und standes- und schichtenübergreifend eine tiefere Verbundenheit zu signalisieren (1996: 147).

⁷ Der Artikel von Peter Stachel unter dem Titel *Franz Joseph Superstar* war – neben dem Thementag des Tschechischen Rundfunks (Český Rozhlas) – impulsgebend für den vorliegenden Artikel. URL: http://www.oeaw.ac.at/ikt/mitarbeit/sta/pdf/sta_37_f.pdf [Zugriff am 11.11.2011].

⁸ Die Firma „Giana“, die 1991 in der Tschechoslowakei gegründet worden war, liefert seit 1996 konservierte Lebensmittel für Tschechien, die Slowakei und für die angrenzenden Nachbarstaaten. Als „Spitzenmarke“ vertreibt die Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Kaiser-Franz-Josef“-Produkte. Auf den Dosen und Olivenölfaschen prangt farbig das Konterfei des alten Kaisers mit Offiziershut und Backenbart, der Ansatz der kaiserblauen Uniform ist erkennbar. Unterhalb des Medaillons ist in goldener Schrift auf schwarzem Untergrund der Schriftzug „exclusive“ zu lesen. Verwendet wird der Produktname für eingemachte Pflirsiche, Erdbeeren, Oliven, Meeresfrüchte und

vergangen ist, einer Periode, die auch gerne als „gute, alte Zeit“ bezeichnet wird, hat mittlerweile seltsame Blüten treiben können, wenn man auf die Homepage der Firma resp. Marke „Habsburg“ sieht, welche „feine Gesellschaftskleidung“ herstellt.⁹ Vor und gleichzeitig neben der Mythisierung und Verdinglichung des Kaisers als Konsumprodukt steht natürlich seine „Ritualisierung“, das Gedenken an ihn: dadurch fließen die Erinnerungen in das kollektive Bewusstsein ein und stabilisieren sich darin. Gemeinschaften bedürfen nach Identifikationsmomenten und Identifikationsfiguren, auch der Kaiser wurde / wird zu einer solchen, auch (oder gerade) in den ehemaligen Kronländern.¹⁰

Die Beschreibung des „habsburgischen Mythos“ erfolgte, wie Woldan und Stachel zeigen, zunächst vor allem in den westlich des „eisernen Vorhangs“ liegenden ehemaligen donaumonarchischen Gebieten und zwar schon um die Zeit des

Heringe. Leider verrät die Homepage der Firma nichts über eine nähere Begründung dafür, wieso grade der vorletzte Habsburgerkaiser zur Symbolfigur gewählt wurde – abgesehen von der höheren Qualität, die durch seine Verwendung ausgedrückt wird. Ob dadurch ein größerer Identifikationsradius in den belieferten Ländern (Tschechien, Slowakei, Polen, Rumänien etc.) erreicht werden sollte, bleibt demzufolge an dieser Stelle eine Vermutung. Siehe: URL: http://www.gaston.cz/scripts/index.php?id_nad=14 [Zugriff am 26.11.2011].

⁹ Vgl. Dass an Adelsgeschichten Interesse besteht, belegen zahlreiche Boulevardblätter, welche mit Skandalen und anderen Begebenheiten aus Herrscherhäusern eine breite Leserschaft ansprechen. Anscheinend hat die Industrie darauf reagiert, wenn etwa die Modefirma „Habsburg“ auf ihrer Homepage Adelige als Models für ihre Kollektionen auftreten lässt. Die Projektionsfläche existiert also auch weiterhin, was adelige Familien angeht, jedoch fehlt entschieden die „Unüberbrückbarkeit“, von welcher vorab die Rede war. Vgl. URL: <http://www.habsburg.co.at/de/> [Zugriff am 24.11.2011].

¹⁰ Interessant erscheint in diesem Zusammenhang, welche Identifikationsfiguren von welchen Gemeinschaften gewählt werden. Ohne das hier gebrachte Beispiel des „Tages mit dem Kaiser“ überstrapazieren zu wollen, erscheint es doch paradox, dass in Tschechien neben Karl IV., Masaryk und nunmehr Havel auch noch der Habsburgerkaiser wieder ins kollektive Gedächtnis getreten zu sein scheint. Die Geschichte des böhmischen und mährischen Volkes in der Donaumonarchie, wohl-gemerkt nicht ausschließlich der deutschsprachigen Ethnie, welche durch die Errichtung der tschechoslowakischen Republik überwunden resp. *ad acta* werden sollte, wird in der heutigen Zeit – wie in der Ersten und noch mehr in der Zweiten Republik Österreich – zu einer rückwärtsgewandten Utopie, einer „guten, alten Zeit“. In der Einleitung zum ersten Band der „Deutschen Erinnerungsorte“ erklären François und Schulze bezüglich der Notwendigkeit von identitätsstiftenden Identifikationsmomenten allgemein: „Vergangene Ereignisse verwandeln sich nicht ohne weiteres in Erinnerungen; sie werden dazu gemacht durch das kollektive Bedürfnis nach Sinnstiftung, durch die Traditionen und Wahrnehmungsweisen, die aus den gesellschaftlichen Milieus erwachsen. Insbesondere Nationen produzieren derlei kollektive Erinnerungen, aber das gilt mehr oder weniger für Gruppenbildungen aller Art. Keine Gemeinschaft ohne Gedenkfeiern und Denkmäler, Mythen und Rituale, ohne die Identifizierung mit großen Persönlichkeiten, Gegenständen und Ereignissen der eigenen Geschichte. Italienische Bürger, ob in Turin oder in Neapel, verbinden mit Personen wie Dante oder Garibaldi, mit Ereignissen wie dem Widerstand der norditalienischen Städte gegen Kaiser Barbarossa oder *resistenza* ganz präzise, hochgradig emotional aufgeladene Vorstellungen vom Zusammenhang dieser Bilder mit dem nationalen Ganzen. Nicht anders denken Briten an die Magna Charta oder an Winston Churchill, Schweizer an den Rütli-Schwur oder an Winkelrieds Opfertod, Tschechen an Jan Hus oder an die Niederwerfung des Prager Frühlings“ (2002: 13).

filmischen Hypes um die „gute, alte Zeit“ in der deutschsprachigen Kinowelt des „Wirtschaftsaufschwungs“. Die Sehnsucht nach einer (rückwärtsgerandten) Utopie wurde durch das Genre des Heimatfilms befriedigt, das für einige Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg die Kinokassen zum Klingeln brachte. Als eine Sonderform des realitätsentrückten, idyllischen Heimatfilms gilt der „Habsburgerfilm“.¹¹

Ein Tag mit dem Kaiser

Eine wichtige Zutat und Voraussetzung für den Heimatfilm war (und ist – angesichts der Wiederkehr von „Bergdoktoren“ und anderen ähnlichen Produktionen) die Nostalgie. Das „Heimweh“ nach einem verlorengegangenen Zuhause dringt bisweilen auch in unvermutete Ecken vor, wie im November 2011 ein Thementag des Tschechischen Rundfunks (Radio Vltava) belegt. In der Internetankündigung bzw. -beschreibung anlässlich der Veranstaltung zum Todestag Franz Josephs („Den s císařem Františkem Josefem I.“) heißt es:

Am 1. November sind 95 Jahre seit dem Tod des Kaisers Franz Joseph I., des Königs von Böhmen, Ungarn, der Lombardei usw. vergangen, diesem Tod sollte auch in der zeitgenössischen tschechischen Geschichte ein Platz eingeräumt und gedacht werden. Und vielleicht sogar verbunden mit einer kleinen Überlegung darüber, was im Jahre 1916 endete und was alles begann. Wohin hatte sich das böhmische Königreich seit der Zeit der ersten böhmischen Fürsten, der Přemysliden-Könige und weiter durch die Regentschaft der anderen legitim regierenden Geschlechter der Jagellonen, Luxemburger und Habsburger entwickelt und bis wohin hat es seit Beginn des 20. Jahrhunderts, nach dem Zerfall der Monarchie, der Tschechoslowakei, gebracht? Ziel dieses besonderen Sendetages auf Vltava „Ein Tag mit Kaiser Franz Joseph I.“ ist es nicht nur, an den „hochbetagten Monarchen“, als welcher er oft und unsinnigerweise dargestellt und als welcher er leider in dieser Gestalt zum Konsumartikel umfunktionierte, zu erinnern, sondern zu versuchen, an seine Epoche zu erinnern, welche wir heute eher mit Bewunderung blicken können.¹² URL: http://www.rozhlas.cz/vltava/vazhudba/_zprava/den-s-cisarem-frantiskem-josefem-i--973427 [Zugriff am 25.11.2011].

¹¹ Innerhalb der „Habsburgerfilme“ wiederum gilt Ernst Marischkas Trilogie *Sissi*, die zwischen 1955 und 1957 gedreht wurde, als Vollendung dieser Sonderform. Saskia Lugmayr beschreibt in ihrer Diplomarbeit als eine besonders gelungene, für das Publikum bestechende Facette der Sissi-Filme das üppige Ausstattungskino, das Marischka zu bieten versuchte (2008: 83–94).

¹² Übersetzung der Autorin. Im Original: „**1. listopadu** uplyne 95 let od úmrtí císaře Františka Josefa I., krále českého, uherského, lombardského etc. Jde o výročí, které by v novodobé české historii mělo najít své místo a být připomínáno. A třeba i s malým zamyšlením nad tím, co všechno rokem 1916 skončilo a co všechno také začalo. Kam Království české od dob prvních českých knížat, králů Přemyslovců a přes další legitimně vládnoucí rody Jagellonců, Lucemburků a Habsburků dospělo a kam od počátku 20. století, po rozpadu monarchie, země Česká (resp. Československo) prozaitim došla? Cílem zvláštního vysílací dne na Vltavě »Den s císařem Františkem Josefem I.« není připomenout pouze »staříčkého monarchu«, jak bývá často a zcela nesmyslně prezentován a je bohužel v této podobě i dobrým komerčním artiklem, nýbrž pokusit se připomenout si jeho epochu, ke které dnes můžeme vzhlízet spíš s obdivem“. URL: http://www.rozhlas.cz/vltava/vazhudba/_zprava/den-s-cisarem-frantiskem-josefem-i--973427 [Zugriff am 25.11.2011].

Neben der Kurzbeschreibung des Thementags ist auf der Website eine Fotografie des Kaisers aus dem Jahre 1910 zu sehen, wo er sitzend in seiner Jagdtracht abgebildet ist, auf dem Kopf einen Lodenhut mit Gamsbart trägt.¹³ Wie Woldan und Stachel schon bemerkten, scheint das Bild des Kaisers allgegenwärtig – an dieser Stelle, in den Medaillons zu den Hörsendungen anlässlich des „Jubiläums“, wirkt es gleichermaßen wie eine Werbung, Illustration und als eine Art symbolisches Credo. Der Thementag, der eben grade nicht den „alten Monarchen“ thematisieren wollte, präsentiert letzten Endes – zumindest bildlich – genau diesen. Nun mag man einwenden, dass das Internet eben ein bildlastiges Genre sei und eine virtuelle Programmzeitschrift besonders. Doch dann bleibt immer noch die Frage, warum gerade ein Altersbild des Kaisers ausgewählt wurde. Warum tappt man in die selbst thematisierte Falle und holt ein Bild des achtzigjährigen Monarchen hervor, an den man ja grade nicht unbedingt erinnern wollte – zumindest nicht vorrangig?

Der deutsche Schriftsteller Wilhelm Genazino zeigt in seinem 1994 erschienen Buch *Das Bild des Autors ist der Roman des Lesers*, wie Bildlichkeit und die Vorstellung resp. Wahrnehmung des jeweiligen Schriftstellers miteinander zusammenhängen. Überträgt man seine Reflexionen über die Abbilder von Literaten auf die Abbilder von Herrschern, in diesem Fall auf die (Foto-)Porträts des Kaisers, dann tritt auf Buchcovern, Ansichtskarten und in Artikeln über Franz Joseph I. – wie bereits erwähnt – fast durchgehend der greise, verhaltene Mann auf: der „Roman“ des Betrachters fasst nicht den jungen Feldherrn oder den Monarchen in Machtpose ins Auge, vielleicht in seltenen Fällen noch den jungen Ehemann oder den Familienmenschen, z.B. in den Sissi-Filmen, wo aber Kaiser und Kaiserin nicht vorrangig als historische Figuren fungieren, sondern als „Prinz und Prinzessin“ im Rahmen des Heimatfilmmärchens.

Doch zurück zum „Tag mit dem Kaiser“. Die vorab zitierte Ankündigung macht klar, dass das Ziel des Thementages sein sollte, einer weiteren „unsinnigen“ (sic!) Verherrlichung seiner Person entgegenzuwirken, u.a. dadurch, dass eine Diskussion zum Thema zwischen Historikern, Jiří Rak und Vít Vlnas, geplant wurde, um den „Mythenkonstrukten“ ein entsprechendes Korrektiv entgegenzusetzen. Für Peter Stachel, den schon erwähnten Autor des Artikels *Franz Joseph Superstar*,

¹³ Assmann sieht, in Anlehnung an Barthes, in der Fotografie eine besondere Form der „Erinnerungshilfe“, die nicht nur als „Stabilisator“ der Erinnerung dient, sondern auch noch eine kriminologische Dimension ins Spiel bringt, da sie einen Existenzbeweis des vergangenen Lebens liefert. Dazu entwickle sie mitunter eine zusätzliche Dynamik: „Diese Erinnerungshilfe mag feinkörnig und scharf konturiert sein, sie bleibt jedoch sprachlos. Deshalb führt das ausgezeichnete und unvergängliche Gedächtnis der Photographien bald ein Eigenleben als Phantomerinnerung, sobald der rahmende kommunikative Erzähltext abbricht, der allein die externen Gedächtnisbilder in lebendige Erinnerung zurückzuübersetzen vermag“ (1999: 221). Es scheint, im Hinblick auf das hier Verhandelte, dass die Fotografie nicht nur dort eine selbstständige Existenz zu führen beginnt, wo der „Erzähltext“, wie Assmann den Zusammenhang nennt, abreißt, sondern auch dort, wo ein Bedürfnis nach einer wort- bzw. sprachlosen Alternative besteht.

kommt der wissenschaftlichen historischen Forschung prinzipiell eine aufklärerische, dekonstruierende Funktion zu. Er betreibt eine solche „Dekonstruktion“ auch bis zu einem gewissen Grade in seinem Beitrag und zeigt, wie sinnvoll die Aufdeckung von Legendenbildungen und eine nüchterne, faktenorientierte Sichtweise auf eine erfolgte und weiter betriebene Ikonisierung sein kann:

Der wissenschaftlichen historischen Forschung kann somit, so betrachtet, eine prinzipiell aufklärerische, weil „dekonstruierende“ Funktion zukommen. Das Beispiel des zentraleuropäischen Kultur- und Kommunikationsraumes belegt dies in nachdrücklicher Weise, gibt es doch gerade in dieser europäischen Großregion interferierende und oftmals konkurrierende „Erinnerungskulturen“, die sich weder in eine große und homogene zentraleuropäische „Meistererzählung“ noch in eine additive Summe regionaler oder nationaler „Gedächtniskollektive“ schlüssig auflösen lassen. Siehe: URL: http://www.oeaw.ac.at/ikt/mitarbeit/sta/pdf/sta_37_f.pdf. [Zugriff am 22.11.2012].

Im Gespräch zwischen Rak und Vlnas passierte jedoch wiederum genau das, wovon man sich eigentlich abgrenzen wollte: Man besprach, durchaus stellenweise kritisch, die lange Zeit der Regentschaft, war aber nicht dagegen gefeit, wovor auch Bled in seiner Franz-Joseph-Biographie sich nicht völlig sachlich abgrenzen konnte, den Alltag des Kaisers in Form von teilweise anekdotischen Passagen zu beschreiben.¹⁴ Die Figur des väterlichen Greises bleibt mit seinen unheldenhaften, aber repetierenden Abläufen, anscheinend abseits von Zeit und Veränderung, wird beschworen. Diesen Eindruck aus der Diskussion unterstützten die weiteren Programmpunkte, z.B. eine Lesung aus den Erinnerungen des kaiserlichen Leibdieners Eugen Kettler, ein Promenadenkonzert mit Musik von Johann Strauss dem Jüngeren und am Nachmittag eine alltagshistorische Sendung mit dem Titel *Wie man zur Zeit des Herrn Kaisers gelebt hat* (im Original: *Jak se žilo za císaře pána*). Den letzten Programmpunkt des Abends bildete schließlich die Lesung von ausgewählten „Epigrammen und Aphorismen“ aus der Feder von Karl Kraus. In der Kurzvorstellung dieser Sendung wird darauf hingewiesen, dass Kraus aus Jičín stamme und Sohn eines jüdischen Papierfabrikbesitzers gewesen sei. Er sei außerdem einer von den letzten Kämpfern für Menschlichkeit gewesen in einer Zeit, in welcher die Monarchie unterging – und mit ihr die bunte Welt Mitteleuropas.¹⁵ Nostalgie sprüht fast aus jeder Zeile. Die Kaiserzeit, der Kaiser und ein kulturell und politisch verbundenes Mitteleuropa scheinen das zu sein, wonach sich das Publikum, sei es nun vor den Radios, vor den Fernsehern, im Kino oder in den Geschäften sehnt.

Wenn dem so ist, erscheint das Erinnern an den „alten Monarchen“, das Verfallen in resp. den Stereotypen tatsächlich als unsinnig, wie es in der eingangs zitierten Thementagbeschreibung formuliert wird und nur eine dezidiert historische

¹⁴ In Bezug auf Bled sind hier vor allem die Textabschnitte gemeint, welche im achten Kapitel auftauchen, das den Titel „Arbeitsalltag und Tagesablauf“ trägt und auf zweiundzwanzig Seiten die Gewohnheiten des Kaisers und ihre möglichen Ursprünge beschreibt (Bled 1988: 347–369).

¹⁵ Vgl. URL: http://www.rozhlas.cz/vltava/vazhudba/_zprava/den-s-cisarem-frantiskem-josefem-i--973427 [Zugriff am 22.11.2011].

Betrachtung sinnvoll? Schließt das Eine das Andere aus? Sieht man sich in der kulturwissenschaftlichen und sozialpsychologischen Sekundärliteratur zu genau diesem Thema um, so wird – wie bereits an anderer Stelle erwähnt – klar, dass die Ikonisierung des am längsten regierenden österreichischen Kaisers durchaus auch eine „psychische“ Funktion für gewisse Kreise der Gesellschaft besaß – und anscheinend immer noch besitzt (Federns Ausführungen besitzen diesbezüglich eine fast unheimliche Aktualität). Eine solche Funktion entsteht gerade dann, wenn und weil sie für jene, die eine derartige geeignete Identifikationsfigur außerhalb eines nicht funktionierenden Umfelds suchen, Sinn macht; sie soll in einer Krisensituation Orientierung geben. Betrachtet man Ikonisierung und historische Dekonstruktion aus dem Blickwinkel der (Sozial-)Psychologie, dann entspräche die Dekonstruktion also einer „Therapie“, einem „Korrektiv“, das aber nicht drauf hinauslaufen muss, das „Problem“ zu beseitigen, sondern es bis zu einem gewissen Grad zu rationalisieren.

Die „Bewunderung“, mit der man aus heutiger Sicht auf „seine Epoche“ zu blicken versuchen soll, wozu die letzten Sätze des hier angeführten Zitats der virtuellen Programmzeitschrift von Radio Vltava auffordern, zeigt, dass auch der „Unsinn“ der nostalgischen Verklärung, leiser und unauffälliger zwar, aber doch, sich immer wieder einen Weg neben der „Aufklärung“ zu erobern vermag. Muss dies als Manko geahndet werden oder kann man diesen Umstand nicht als eine befruchtende Dynamik werten, solange beide Dimensionen da sind – die irrational-mythisierende und die dekonstruierend-kritische?

Abschließend kann diesbezüglich festgestellt werden, dass – zumindest was den Thementag betrifft – eine voreilige Abgrenzung gegen stereotype Darstellungen als unnötig erscheint. Wenn man nämlich einen solchen Programmtag initiiert, dann gehören gerade die „Kaiserbilder“, die Rezeption des Herrschers, dazu. Man kann diese Versatzstücke seines Mythos ruhig benennen, man kann sie beschreiben und – warum nicht – vielleicht auch in ihrer Kitschigkeit genießen. Auf der anderen Seite aber darf dem Publikum im Anschluss daran auch eine wissenschaftliche Reflexion dieses Spektrums von Klischees geboten werden. Insbesondere, wenn ein Sender „Bildungsradio“ bieten will bzw. den Anspruch auf ein gewisses Kulturniveau erhebt, braucht er sein Publikum nicht zu unterschätzen. Ein komplexes Kaiserbild konnte so an diesem Thementag nicht entstehen und noch weniger vermittelt werden.

In diesem Beitrag sollte gezeigt werden, dass das tradierte und gepflegte Kaiserbild in vielerlei Bereiche Einzug gehalten hatte, auch in die Geschichtswissenschaft, und dadurch unterschiedlichen Bedürfnisse nachkam. Beachtlich erscheint, wie relevant die Figur Franz Josephs auch heute noch – oder gerade heute – in den mitteleuropäischen Ländern geblieben ist resp. wieder werden konnte. Es handelt sich hier offensichtlich um eine tief sitzende kulturelle Faszination, um eine historische „Ursehnsucht“ sozusagen, welcher durchaus noch ausführlicher auf den Grund gegangen werden sollte.

Literatur

- Assmann, Aleida: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München 1999.
- Bled, Jean Paul: *Franz Joseph*. Wien- Köln-Graz 1988.
- Corti, Egon Cesare Conte: *Kaiser Franz Joseph*. Graz-Wien-Köln 1985.
- Federn, Paul: *Zur Psychologie der Revolution: Die vaterlose Gesellschaft*. Leipzig 1919.
- Francois, Etienne / Schulze, Hagen (Hrsg.): *Deutsche Erinnerungsorte I*. München 2002.
- Genazino, Wilhelm: *Das Bild des Autors ist der Roman des Lesers*. Münster 1994.
- Heer, Friedrich: *Der Kampf um die österreichische Identität*. Wien-Köln-Graz 1981.
- Kantorowicz, Ernst Hartwig: *The king's two bodies. A study in mediaeval political theology*. Chichester 1997.
- Woldan, Alois: *Der Österreich-Mythos in der polnischen Literatur*. Wien-Köln-Weimar 1996.

Internetquellen

- URL: http://othes.univie.ac.at/526/1/04-07-2008_0107721.pdf [Zugriff am 18.11.2011].
- URL: <http://text.habsburger.net/module/alle-welt-gegen-den-kaiser> [Zugriff am 22.11.2011].
- URL: http://www.gaston.cz/scripts/index.php?id_nad=14 [Zugriff am 26.11.2011].
- URL: <http://www.habsburg.co.at/de/> [Zugriff am 24.11.2011].
- URL: http://www.oeaw.ac.at/ikt/mitarbeit/sta/pdf/sta_37_f.pdf [Zugriff am 11.11.2011].
- URL: http://www.rozhlas.cz/vltava/vazhudba/_zprava/den-s-cisarem-frantiskem-josefem-i--973427 [Zugriff am 25.11.2011].
- URL: http://www.rozhlas.cz/vltava/vazhudba/_zprava/den-s-cisarem-frantiskem-josefem-i--973427 [Zugriff am 22.11.2011].

Abstracts

Der Beitrag beschäftigt sich mit der vielfältigen Rezeption der Figur Kaiser Franz Josefs I. in der (mitteleuropäischen) Gegenwart. Dabei wird versucht, zwischen einer historischen und einer mythischen Figur des Monarchen zu unterscheiden. Es wird aufgezeigt, in wie viele unterschiedliche Bereiche von Geschichtswissenschaft, Kultur und Konsum die Ikone des „Übervaters“ aus der Hofburg Einzug gehalten hat und wie leicht die beiden Dimensionen, das historische und das mythische manchmal ineinander geraten, obwohl man sie eigentlich rational auseinanderhalten hätte wollen.

Schlüsselwörter: Kaiser Franz Joseph I., Rezeption, Geschichtswissenschaft, Ikone, Kultur

Remembering Franz Joseph I or *The Empire Strikes Back*

The paper tries to describe the multiple ways of reception concerning the figure of Emperor Franz Joseph I in the present and mainly in the middle-European context. The presence of the royal icon is visible in the field of historical science and culture, and as a product label on the market. The article aims to show how tricky it can be to try to differentiate between the so called “historical”

and the “mythical” dimensions of the icon – and that there can be many ways in which this attempt can fail.

Keywords: Emperor, Franz Joseph I, reception, historical science, icon, culture

Dr. Sabine Voda Eschgfäller
Katedra germanistiky FF UPOL
Křižkovského 10
CZ – 77180 Olomouc
Tschechische Republik
E-Mail: sabine.eschgfaeller@gmx.net